



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Etwas über Sklaverei.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die „schlafe“ Kriegführung und erklärte, das Volk begreife nicht, warum der Krieg so und nicht anders geführt werde; es habe erkannt, daß derselbe nicht nach den Willen des Zaren unternommen worden, sondern aus der zwingenden Erkenntnis der Nation hervorgegangen sei; der Krieg sei nicht sowohl Sache des Zaren als Sache des Volkes, und er habe keinen Sinn, wenn er nicht als Rassen- und Religionskrieg geführt werde; die Siege würden vereitelt durch die Sünde und Schuld, welche auf dem Mittelpunkte der Gesellschaft laste — die schwere Sünde der Entfremdung von der russischen Nationalität. Auch diese Rede Atkoff's enthielt nach allgemeinem Urtheil eine Drohung gegen die Krone; sie erklärte mittelbar: erweist sich der Beherrscher Rußlands unfähig, den deutlich kundgegebenen Willen des Volkes, der energische Kriegführung verlangt, zu vollstrecken, so wird das Volk, d. h. die Gesamtheit des Slaventkomitees als Vertretung des Volkes, den Krieg in solcher Weise ohne den Zaren, nach Beseitigung desselben, fortsetzen. Der Krieg nahm indes jetzt eine bessere Wendung für Rußland. Als aber schließlich der Gewinn, den er gebracht, zusammengerechnet, und die Summe der Opfer, die er gefordert, davon abgezogen wurde, fand man, daß die Chauvinisten mit aller ihrer Mühe nur ein Fiasko erzielt hatten. Der Berliner Vertrag schwächte Rußlands Einfluß im Orient und verhalf Oesterreich zu einer günstigen Stellung auf der Balkanhalbinsel. Dafür hatte man viele Tausende russischer Krieger in Schlachten, in Lazareten, in Schnee und Eis sterben lassen und die russischen Finanzen heillos zerrüttet. Zar Alexander wich verständig dem einmütigen Willen der übrigen Großmächte, begnügte sich mit den Zugeständnissen, die er den Balkanchristen erkämpft hatte, und verzichtete darauf, den Weltfrieden ferner zu stören. Den Chauvinisten aber erschien dieser Verstand als Verrat, diese Mäßigung als Schwäche, die unverzeihlich war. Nach dem Berliner Frieden beginnt, wie wir in einem Schlußartikel zeigen werden, eine Ära von Attentaten gegen die Person des Monarchen und seine treuesten Diener, zunächst mit geistigen Waffen vonseiten des Slaventkomitees, dann mit Pistolen und Dynamitbomben vonseiten der freiwilligen Mitarbeiter derselben, der verwandten, nur mehr links in der Opposition stehenden Nihilisten.



Etwas über Sklaverei.



e länger wir uns im Besitze von Kolonien befinden, umso häufiger tauchen Fragen vor uns auf, die uns so gut als neu sind, weil wir von ihnen bisher wohl gehört und geredet haben, aber praktisch mit ihrer Lösung nie etwas zu thun hatten. Meist sind es Fragen praktischer Art aus den Gebieten des Handels, des Plantagenbaues u. s. f., die nicht anders als auf dem Wege langer Erfahrung be-

antwortet werden können. Allein es haben sich auch bereits solche von mehr theoretischer Art gezeigt, die eine prinzipielle Antwort herausfordern. Zu diesen gehört die Sklavenfrage.

Ich gestehe meinerseits von vornherein, daß ich auch hier am liebsten keine sogenannte Prinzipienfrage vor mir sähe. Wären wir Europäer nicht zum größten Teile von Vorurteilen befangen so gut als irgend ein Negervolk, so gäbe es eben keine Sklavenfrage in dem Sinne, wie sie bei uns meist gefaßt wird. Denn der ganze Unterschied zwischen unsern Vorurteilen und denen der Neger liegt darin, daß wir, indem wir unsre Vorurteile für gut und die der Neger für schlecht erklären, die Stärkeren sind. Da das indessen nun einmal so ist, und da wir aus der Sklaverei allmählich eine These von höchst ethischer und höchst abstrakter Art gezogen haben, so müssen wir schon mit denen rechnen, welche nicht nur die Sklaverei als solche und überall glauben bekämpfen zu müssen, sondern überhaupt von einer solchen Frage garnichts mehr hören wollen, da ihrer Meinung nach die Berechtigung der Sklaverei ebenso wenig fraglich sein könne als etwa die Berechtigung des Diebstahls. Man hat eben die Sklaverei wegen ihres verderblichen Mißbrauchs auf den sittlichen Boden gestellt, der von unsrer Kultur geheiligt ist, und sie noch dazu mit dem Fluche des Christentums belastet, obwohl meines Wissens weder das alte noch das neue Testament diesen Eifer teilt.

Ich will nun nicht weiter diese durchaus ethisch-religiöse Seite der Sache hier verfolgen; genug, daß diese Auffassung in unsrer Kulturwelt sehr verbreitet ist, und daß auch wir Deutschen sie in der Mehrzahl teilen, obwohl wir praktisch seit sehr langer Zeit nicht mehr in der Lage gewesen sind, Sklaven zu haben und dieses Institut, welches so alt ist wie das Menschengeschlecht, und so verbreitet war oder ist, als der Mensch wohnt, aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Erst unsre neuesten Verührungen mit außereuropäischen Völkern und unsre staatlichen Erwerbungen über See haben uns genötigt, die Sache uns nochmals reiflich zu überlegen und praktisch Stellung dazu zu nehmen. Und vielleicht giebt das den Anstoß dazu, daß wir nicht mehr wie bisher bloß nachsprechen, was Engländer und andre über die Sache uns vorgesprochen haben, sondern genauer untersuchen, was Vernunft und Moral uns hier zu thun und zu lassen vorschreiben und wie sich das Ergebnis dieser Untersuchung mit unsern kolonialen Bedürfnissen und Plänen in Einklang bringen lasse.

Bekanntlich sind es die Engländer gewesen, welche an der Spitze derer standen, die den Kampf gegen Sklavenhandel und Sklaverei begannen und durchführten. Sie haben dafür einen großen und zum Teil gerechtfertigten Ruhm erworben und sind noch heute überzeugt, daß sie damit einen der größten und sittlichsten Siege höchster Kultur nicht bloß, sondern höchster Opferbereitschaft eines Volkes errungen haben. Auch wird niemand das Verdienst schmälern, in dem Sklavenhandel eines der grausamsten Gewerbe bekämpft und für einen großen Teil

der Erde zerstört zu haben. Wenn aber die Bewegung gegen dieses Gewerbe von wirklich edeln Motiven amerikanischer und englischer Männer ausging und erfüllt wurde, wenn auch der Kampf Englands gegen die Sklaverei selbst aus dieser edeln Quelle zuerst gespeist wurde, so braucht man doch nicht an der Thatfache stumm vorüberzugehen, daß, was England zu Anfang des Jahrhunderts für die Freiheit seiner und fremder Sklaven an Geld geopfert hat, gegenübersteht einem unvergleichlich viel größern materiellen Schaden, den es durch die Zerstörung des Sklavenhandels Ländern zufügte, welche theils seine Feinde, theils seine Nebenbuhler auf wirtschaftlichem Gebiete waren, und daß so diese edle That mittelbar von erheblichem Nutzen für England geworden ist. Ebenso wenig braucht man zu vergessen, daß England bei all seinem Haß gegen Sklaverei im Jahre 1861 sich ruhig — und, ich meine, sehr verständigerweise — auf die Seite der Sklavenbarone in dem Sezessionskriege der Vereinigten Staaten stellte. Und wenn heute England nach wie vor die Sklaverei für abscheulich erklärt, so thut es sich selbst damit auch heute noch keinerlei Schaden, da der Teil der englischen Kolonien, auf welchem das Sklavenshalten von bedeutendem Vorteil wäre, sehr gering ist. Wo Engländer arbeiten können, wäre es Thorheit, Neger arbeiten zu lassen, und im übrigen kann mit Geld leicht eine Sklaverei hergestellt werden, die das Gesetz nicht verletzt, aber gerade so gut ist wie die ungesetzliche Sklaverei. Und in Englands Hauptkolonien, in Indien, da haben Religion und Kultur den Herren ohnehin eine geschlossene Arbeiterkaste in die Hand gegeben, die die Sklaverei ausreichend ersetzt. Es ist wirklich ebenso erstaunlich als ergötzlich, wie bei so praktischer Sachlage die Engländer, von ein paar hundert Millionen Dollars, die sie geopfert haben, abgesehen, bis heute auch auf diesem Felde thun, was für sie nützlich ist, und andern einreden, daß sie höchste Moral thäten. Sie sind aber neben ihrem guten Idealismus Leute von Erfahrung und praktischem Willen, in deren idealen Bewegungen meist ein tüchtiges Stück derber Verständigkeit zu finden ist. So sind denn auch wir Deutschen soweit gekommen, daß, sobald von Sklaven die Rede ist, die Mehrzahl die Augen verdreht. Wir waren auch bisher gewiß ganz im Recht, uns so zu geberden, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens kostete uns das durchaus nichts. Zweitens kamen wir dadurch auch, gleich den Engländern, ein wenig in den Geruch, gebildete Leute zu sein. Drittens war für unsre politischen Spatzvögel die Sklaverei ein herrlicher Gegenstand, um auf Kirnmessen u. dergl. daran die Grausamkeit, Verworfenheit und den Reichtum von Sklavenshaltern, Gutsbesitzern und andern Edelleuten deutlich vorzudemonstriren. Und viertens wußten wir es eben nicht besser, als wie Engländer, Professoren und Kirche im Verein es uns seit bald hundert Jahren dargestellt haben.

Neuerdings nun kommen wir in die Lage, nicht mehr so ganz umsonst den Ruhm von Sklavereibekämpfern uns erhalten zu können. Es wird Zeit, daß

wir ernstlich uns die Sache anschauen, ehe wir mit Geld und Blut an Kolonisation in Afrika gehen. Und besonders am Plage wäre es, genau nachzuforschen, was unsre Afrikakenner über die Sache sagen. Wenn wir nun von der Mission absehen, die ja von einem Ideenkreise ausgeht, den ich nicht angreifen will und den ich hier auch beiseite lassen darf, so sagen meines Wissens alle unsre Reisenden, daß ohne Zwang der Neger in den Tropen nicht arbeitet, und daß ohne Negerarbeit in den Tropen nichts erreicht werden kann. Alle sagen, daß, wenn man die Sklaverei in Afrika gewaltsam aufzuheben versuchen wollte, die Zustände dort, wo man es unternahme, sich verschlimmern würden. Alle sagen, daß hauptsächlich der Handel mit Sklaven grausam getrieben werde und die Quelle neuer Grausamkeiten bilde, der Sklave jedoch meist in erträglicher Abhängigkeit von seinem Herrn stehe. Alle halten die allgemeine Aufhebung der Sklaverei für unmöglich und die Aufhebung im einzelnen Falle für wenigstens vorläufig schädlich, sowohl für den Europäer, der dort etwas erreichen will, als für den Neger selbst. Das sollte unsre Freiheitschwärmer doch stutzig machen. Worin liegt denn das Gehässige der Sklaverei? Vom religiösen Standpunkte aus darin, daß ein Mensch mein Eigentum ist, den das Christentum für meinen Bruder erklärt. Aber mein Bruder doch nur im Verhältnis zu Gott und in dem Sinne, daß ich ihn lieben soll wie meinen Bruder. Warum sollte ich nun meinen Sklaven nicht so gut lieben als meinen freien Diener? Ich vermute sogar, daß unsre Fabrikherren ihre Arbeiter um nichts mehr, sondern vielmehr um vieles weniger lieben, als Plantagenbesitzer von gleicher Bildung und Charaktergüte ihre Sklaven lieben. Der Freiheitsstompeter sagt: Sklaverei erniedrigt sowohl den Sklaven als den Herrn; sie drückt die Moral herab, lähmt das Selbstbewußtsein und bewirkt dadurch, daß auch der materielle Gewinn schwindet, indem der freie Arbeiter mehr leistet, die Sklavenarbeit aber das Land am allgemeinen Emporkommen hindert. Endlich heißt es mit Pathos: Die Würde des Menschen verträgt keine Sklaverei! Ja, recht schön gedacht, wenn es sich darum handelte, in Berlin die Sklaverei einzuführen und den Freiheitsstompeter in Fesseln zu schlagen. Bisher aber handelte sich nur um Afrika und um Neger, und da paßt nichts von den schönen Redensarten hin. Zu erniedrigen ist da nichts, denn der Neger ist schon auf der letzten Stufe; Moral ist nicht zu erwerben, denn sie ist in dem Sinne nicht vorhanden, daß der Neger seine Sklaverei als eine Erniedrigung empfinde; keine Menschenwürde wird verletzt, wo durch die Sklaverei auch dem gefangenen Häuptling nichts andres zum Bewußtsein kommt, als die natürliche Ordnung der Dinge. Eine Störung des sittlichen Bewußtseins des Negers würde erst eintreten, wenn man ihm etwa klar zu machen, ihn zu überreden suchte, er sei ebensoviel wert als ein Weißer. Diese Unwahrheit würde ihren bösen Eindruck machen, wie jede andre Unwahrheit. Denn der Instinkt macht dem Neger die Rassenüberlegenheit des Weißen so unzweifelhaft, daß er ohne jeden sittlichen Schaden

wohl sein Sklave werden, aber nicht zu seinem Bruder erhoben werden kann. Beweise hierfür liefern uns alle Berichte aus dem Leben in den Faktoreien; sobald der Neger etwas Englisch radebrechen und schreiben lernt, ohne vorher in strammer Zucht das Arbeiten gelernt zu haben, so fährt gewöhnlich ein maßloser Dünkel und nichtsnutzige Faulheit in ihn. Es ist eitel Gaukelei, wenn man uns vorreden will, daß selbst die Schwarzen in Nordamerika sich auf gleicher Stufe fühlten wie die Weißen. Die Wirklichkeit läßt sich in diesem Maße und dauernd nicht mit Gesetzen und Reden wegtürren. Und die Wirklichkeit ist, daß der Europäer soweit über dem Neger steht, daß nichts die Entfernung völlig ausgleichen kann. Das Blut macht den Unterschied, das ist alles. Wir sind nun einmal ein Herrengeschlecht auf der Erde und wollen es sein. Und nun glaubt man sogar den Suaheli in Afrika davon überzeugen zu können, daß er es ebensoweit bringen könne wie wir, wenn er nur wolle und glaube. Das sind Thorheiten und Lügen, an die der Suaheli am allerletzten glaubt. Dazu, um sich das einzubilden, muß man in Europa geboren sein. Wir sind ein Herrschergeschlecht, rühmen uns dessen mit Zug und wollen es vorläufig auch bleiben. Aber weil wir das sind, haben wir Pflichten so gut als Rechte gegenüber den niederen Rassen und Völkern. Indem man uns die Herrscherrechte abspriicht, gelangt man zu einer sonderbaren Verwirrung von Rechten und Pflichten. Wir sollen den Neger zur Kultur erziehen, ist ein allgemeiner Satz. Wie aber soll denn das ohne Zwang geschehen? Und ist etwa die Sklaverei oder ein ähnliches Verhältnis unter Umständen nicht ein Erziehungsmittel wie ein andres? Sind die Neger in den Vereinigten Staaten nicht trotz Sklaverei weiter gekommen als die so pomphast zu freien Männern erklärten Stammesgenossen von der modernen Republik Liberia? weiter als die freien Stämme in ganz Afrika? Wir sehen an ihnen, wir sehen auch an Krunegern, Sansibarern und andern, daß der Neger bildungsfähig ist, und soweit der Kampf um Raum und Leben es gestattet, wird auch in Afrika voraussichtlich einmal die europäische Erziehung ihr Werk thun. Nur soll man nicht wähnen, daß es mit Schulen, Missionen und Reden allein geschehen könne.

Es kann sich natürlich nicht um legale Rehabilitirung der Sklaverei handeln. Niemand hat in unsern Kolonisationsgesellschaften vorgeschlagen, die Sklaverei in der Weise in Anwendung zu bringen, wie es die Spanier vor hundert Jahren zur Zeit ihrer Assinatopolitik, oder wie es die Römer in der Kaiserzeit thaten. Indessen wird von andern Seiten gegen jeden Zwang, der nur entfernt an Sklaverei erinnert, gepoltert, und nur freie Arbeit soll heilsam und statthast sein. Die ist aber erfahrungsmäßig nicht oder nur sehr unvollständig zu haben. Der Neger arbeitet nur aus Hunger und aus Furcht. Will man ihn arbeiten machen, so muß auf eines dieser Motive gedrückt werden. Und arbeiten soll er ja, denn sonst giebt es für uns keine Tropenkolonien, sonst fehlt auch in der Arbeit selbst das wesentlichste Mittel der Erziehung des Negers.

Man sollte sich vor allem darüber klar werden: Wollen wir die Neger zu Arbeit und Kultur zwingen oder nicht? Ich habe gegen diejenigen nichts zu sagen, welche der Meinung sind: lieber mögen die Neger in ihrer Wildheit bleiben, ehe wir ihnen mit Gewalt die Kultur aufzwingen. Das ist klare Sache; dabei hat man einfach alle Kolonisation in den Tropen und in dem größten Teile des subtropischen Afrikas, Asiens und der Südsee für lange hinaus aufzugeben. Diese Leute wollen eben keine Kultur der Neger und anderer Wilden. Ich aber will dieselbe. Ich bin meistens keineswegs jener Meinung von der Unsittlichkeit der Gewalt, sondern halte Gewalt für ein vortreffliches und sehr sittliches Mittel, um Neger, Papuas u. s. w. in unsere europäischen Interessen hineinzuzwingen. Es kommt nur auf die Weise an, wie die Gewalt geübt wird.

Sehe man sich doch ein wenig um in einigen Ländern, wo man mit großer Selbstzufriedenheit die Sklaverei seit einigen Jahrzehnten verfehmt hat, und prüfe genau die Folgen. Sind denn wirklich Gewalt, Rohheit, Grausamkeit überall verschwunden, indem man die Sklaverei verbot? Ist die Kultur dadurch gefördert, sind die arbeitenden oder die besitzenden Klassen sittlich oder materiell gebessert worden? Keineswegs! Die Südstaaten von Nordamerika sind ruiniert worden, Brasiliens Plantagen verfallen, Haytis Reichthum ist geschwunden, Liberia ist eine Diebshöhle geworden, kurz, in den Tropen ist die Kultur überall dort zurückgegangen, wo man die Sklaverei rechtlich oder thatsächlich abgeschafft hat, ohne daß man den Sklaven zuvor zur Freiheit erzogen, das Land für freie Arbeit vorbereitet hätte. Wie es in den freien Negerstaaten aussieht, gestehen die Engländer, welche sie frei machten, heute selbst mit Kopfschütteln ein. In der African Times vom 1. Januar d. J. werden aus einem andern Blatte (Good words) die Äußerungen eines Herrn Thomson angeführt, welcher die Küste von Westafrika bereist hat. Er sagt: „Meine Reise längs der afrikanischen Küste und meine Besuche in allen Hauptplätzen haben mich tief erschreckt. Ich bereitete mich mit Freuden auf das Studium des Einflusses vor, welchen ein Jahrhundert der Berührung mit der Zivilisation auf die wilden Stämme der Küste werde geübt haben. Das Ergebnis ist eine unaussprechliche Enttäuschung gewesen. Von den Städten Sierra Leone und Lagos abgesehen, wo die Bedingungen abnorme gewesen sind, ist überall die Tendenz in der Richtung auf Verschlechterung gewesen. Es giebt absolut keinen einzigen Ort, wo die Eingebornen ihrem eignen freien Willen überlassen waren, an welchem sich das leiseste Zeichen eines Wunsches nach Besserung der Dinge gezeigt hätte. Die schlimmsten Laster und Krankheiten Europas haben einen fruchtbaren Boden gefunden, und der Geschmack für Spirituosen ist außer allem Verhältnis zu dem Wunsche nach Bekleidung gestiegen — für viele das Kriterium des Wachstums in der Gnade. . . . In diesen Dörfern folgen euch Männer, Weiber und Kinder, mit kaum einem Feszen auf dem Leibe, um etwas Gin oder Tabak bettelnd. Ewig Gin, Tabak oder Pulver! Das sind die einzigen Bedürfnisse, welche ein

Jahrhundert des Handels und der Verührung mit Europäern hervorgebracht hat. Und wie wird dennoch dieses Gebiet in England geschildert? Nun, als ein Feld »reif zur Ernte.« Der Afrikaner wird geschildert als von unsrer Regierung eine mehr geordnete Verwaltung erwartend; als zu den Kirchen rufend: »Kommt herüber und helft uns«; zu den Kaufleuten: »Wir haben Öl, Kautschuk und Elfenbein, gebt uns zum Tausch Eure Kleider und Schmiedewaaren« — »Ihr sehet uns nackt und kleidet uns nicht«; zu den Philanthropen: »Wir sind fähig und willig zur Arbeit, kommt nur und weist uns den Weg.« Ich bitte, bannt all solchen Schutt aus euerm Denken. Es ist einfach Fabel.“

Nicht viel anders sind die Zustände in dem zweiten aus und mit mißverständener Humanität gegründeten freien Negerstaate, in Hayti. Diese herrliche, einst reiche Insel ist unter der Negerregierung allmählich zu den elendesten Zuständen herabgesunken, verwildert immer mehr und steht jedem weißen Eroberer offen, der sie ohne Rücksicht auf die Eifersucht andrer Staaten etwa nehmen wollte. Und doch waren diese Neger wenigstens einmal schon „zur Kultur erzogen,“ hatten wenigstens als Sklaven Kulturzustände kennen gelernt. Wo die Emanzipation stattgefunden hat, da hat man bisher diesen Erfolg gehabt, daß der Neger, sich selbst überlassen, unter den sittlichen Zustand zurück sank, den er in völliger Wildheit einnahm. Und wo er nicht ganz sich selbst überlassen war, da sank wenigstens die Kultur des Landes durch Arbeitsmangel herab. Freilich, die klugen Engländer, die den Ruhm dieser Sklavenemanzipation eingestrichen haben, die wissen sich zu helfen, indem sie Kulis benutzen. Weileibe nur keine Sklaven! heißt es da, das wäre sündhaft, Englands unwürdig! Aber Kulis, freie, würdige Männer, die auf freien Kontrakt sich als Arbeiter verbinden, die darf man gebranchen und mißbrauchen, wie es jedem gefällt. Trotz mancher Erlässe gegen den Kulihandel wird in vielen Kolonien Englands derselbe munter fortgetrieben. In der Südsee, in Neuholland, in Jamaika, Indien, Afrika arbeitet der indische oder chinesische Kuli unter englischer Herrschaft. Und wer hat es besser, der Kuli oder der schwarze Sklave? Wir haben leider stets die Schauerbilder aus Onkel Toms Hütte noch im Kopf. Aber wollte man heute solch einen Roman aus dem Kulileben schreiben, so könnte er sicher ebenso schaurig werden. Ist denn das nicht wieder eine freche Lüge, daß der Kuli ein freier Mann sei? Ist denn die Gewalt, welche Geld und Kontrakt dem Farmer oder Fabrikanten in Tasmanien, Kalifornien, Jamaika über den Kuli gewähren, nicht ebenso groß wie die Gewalt des Sklavenhalters? Und der Sklavenhalter hat wenigstens ein Interesse an Leben und Wohlergehen seiner Sklaven; der Kuli aber mag verröcheln, seinem Herrn bringt das geringen oder keinen Schaden. Es hat stets gute und schlechte Sklavenhalter gegeben, und gute und schlechte Herren ihrer Kuliarbeiter. Aber das Institut der Sklaverei war wahrlich nicht grausamer als die moderne Kuliwirtschaft. Viele verlangen, man solle die Neger zur Arbeit erziehen, indem man ihre Bedürfnisse steigere. Das kann doch unter

Umständen nur soviel heißen, als man mache sie zu Kulis. Das sind ja Leute, die arbeiten wollen, arbeiten können, Bedürfnisse haben und sklavischen Sinn haben. Die armen Neger kämen dabei aus dem Regen in die Traufe, wenn man wirklich imstande wäre, sie auf diese Stufe herabzudrücken. Ist das etwa nicht grausam, was z. B. auf Fernando Po getrieben wird? Der Neger dort ist arm, bedürfnislos und zufrieden in seinen Verhältnissen und arbeitet sehr ungerne. Von solchen Untertanen hat der spanische Herr natürlich wenig Nutzen; also gilt es — denn Gründe des Fortschrittes waren dabei gewiß nicht wirksam —, den Neger auf indirektem Wege, ohne Sklaverei, ohne Gewalt zu nötigen. Bisher kam er zum Verkauf seiner Früchte, Eier u. s. w. zur Stadt in seiner dem Klima und seiner Bequemlichkeit entsprechenden Nacktheit. Nun wird vorgeschrieben, er müsse so und so gekleidet sein; um seine Erzeugnisse zu Märkte zu bringen, muß er also vom spanischen Händler Kleider kaufen; um die zu bezahlen, muß er mehr arbeiten. Recht vorteilhaft für die spanischen Herren, allerdings. Aber für den Neger? Er war zufrieden, und wird unzufrieden; er war arm, und bleibt arm; er war unabhängig, und wird abhängig vom fremden Händler und von fremder Sitte, die zu ihm und seinem Lande nicht passen. Doch das alles ohne Gewalt, ohne Sklaverei! Fürwahr, eine lebenswürdige Zivilisation!

Nein, die Kultur ist nicht lebenswürdig, sondern hart! Und wer sie mit lauter weichen, verlockenden Farben malt, der ist ein Poet, ein Maler, oder er täuscht absichtlich. Die nackten Schwarzen sind sicher zufriedener Leute als die hiertrinkenden und gekleideten Arbeiter unsrer Fabriken, und jedes neue Bedürfnis mehrt die Unzufriedenheit.

Sollen nun wir darum dahin wirken, daß die Menschen möglichst nackt gehen und möglichst wenig Bedürfnisse haben? Gewiß nicht. Aber wir sollen uns nicht vorheucheln, daß wir sie zur Kultur erziehen können, ohne ihnen schwere Lasten aufzulegen, ohne Zwang, Mühe und Elend. Selbst mit den besten afrikanischen freien Arbeitern wird in einer Weise verfahren, nach Regeln, die leicht grausamer wirken können als die Sklaverei. Die Besten lassen sich nicht länger als ein Jahr an eine Arbeit auch bei guter Behandlung fesseln, wenn kein Zwang sie fesselt. Es sind eben freie Kinder der Natur, nicht die Arbeitsmaschinen der Kultur, und haben sie sich etwas verdient, so wollen sie es daheim verzehren ohne Arbeit, da sie den Genuß nicht kennen, der in dem Aufhäufen von Geld liegen soll. Also nimmt man diese freien Männer so weit fort von der Heimat, daß sie nach einem Arbeitsjahre nicht zurückkehren können, weil sie das Geld dazu nicht haben; und so sind sie an den Herrn gebunden, die Gewalt ist da, aber — nur keine Sklaverei. Wären es Sklaven oder anders gebundene Leute, so könnte man sie in ihrer Heimat, bei ihren Familien, Sippen und Sitten lassen, und sie könnten es dabei ebenso gut haben in Beziehung auf den Erwerb, als wie bei freier Arbeit. Allein das Wort Freiheit erschwert

ihre Knechtschaft. Es ist aber immer die alte Geschichte: im Sinne gewisser Leute, die immer die Freiheit im Munde führen, ist die Freiheit dazu da, damit der Kluge über den Dummen herrsche; bei der Unfreiheit kommt auch einmal der Dumme dazu, und das wäre für den Klugen störend. Wenn es dabei bleibt, daß in tropischen Kolonien nur sogenannte freie Arbeit gestattet sein soll, so wird die Folge sein, daß zum Teil schlimmere Knechtschaft wird geschaffen werden durch Geld und Kontrakt, als eine wirkliche, anerkannte und kontrolirte Knechtschaft bieten würde; zweitens würden die Neger, welche sich keine Bedürfnisse anerziehen ließen, allmählich verdrängt werden aus ihrem Lande. Das letztere wäre nun ein Prozeß, der nicht ohne weiteres zu verdammen wäre, wenn statt der Verdrängten tüchtige Kulturmassen einrückten. Wo aber doch wieder nur gelbe oder schwarze Kulis an die Stelle träten, da wäre ein Zwang zur Arbeit unter gehörigem Schutz gegen Mißbrauch meinem Geschmack nach vorzuziehen. Und wo man weder verdrängen, ausrotten, noch kontraktliche Kuliswirtschaft einführen will, da wird man das Land einfach verlassen müssen, weil man damit nichts anfangen kann.

Gäbe es andre Gebiete, wo wir mit unsern Bedürfnissen an Industrie und Erwerb Raum fänden, so wäre auch ich vielleicht geneigt zu sagen: Lassen wir unsre Hände von dieser mühselig=unerfreulichen Arbeit, Neger zur Arbeit zu erziehen. Aber wir haben solchen Raum nicht, es sei denn, daß wir ihn uns mit den Waffen in der Hand erobern wollten. Und viele würden vielleicht diesen letzteren Ausweg als den männlicheren, ritterlicheren vorziehen. Solange wir jedoch auf ferne Kolonien in heißen Himmelsstrichen angewiesen sind, müssen wir auch die Mittel wollen, welche zum Ziele führen. Zum Ziele führt es aber nicht, wenn wir sagen: die Neger sind kulturfähig wie wir, und es gilt bloß sie zu erziehen durch Beispiel und Lehre. Sie sind nicht kulturfähig wie wir, und wenn sie etwa nach dreihundert Jahren es werden sollten, so geht mich das nichts an, denn ich lebe für mein Jahrhundert. Beispiel und Lehre sind gut und, wie wir an vielen Missionen sehen, auch wirksam. Nicht jede Mission ist gesund, aber die Mission kann als Schule der Kultur bei den Negern nützen. In unserm südwestafrikanischen Schutzgebiete hat, wie es scheint, das Zusammenwirken von Mission und holländischem Kolonistenthum den Neger allmählich soweit gefördert, daß er als Lohnarbeiter zu brauchen ist. Was in diesem südafrikanischen gemäßigten Klima mit Hilfe starker weißer Einwanderung und mit Hilfe der Gründung christlicher Missionsgemeinden zu erreichen ist, wird in dem heißen Innern nicht möglich sein. Auch können wir in den tropischen Kolonien nicht mit der materiellen Arbeit warten, bis die Mission vielleicht doch noch schwarze Arbeiter wird herangebildet haben. Wir müssen jetzt gleich welche haben und werden am besten thun, wenn wir dort, wo die Verhältnisse einen Zwang nahe legen, nicht mit leeren Prinzipien die Dinge auf den Kopf stellen und verderben.

Ich glaube nicht, daß die Verhältnisse der Eingebornen auf Java unter dem Kultursystem van den Bosch sehr rosig waren. Sie hätten wahrscheinlich weit weniger drückend sein können, wenn die niederländische Regierung mehr auf Berücksichtigung der Bedürfnisse ihrer maleischen Unterthanen und milde Handhabung ihrer Monopole und weniger auf hohen Gewinn von ihren Plantagen bedacht gewesen wäre. Aber das dort seit 1830 geltende System war vielleicht milder als das System, welches vor den Holländern auf Java herrschte, und vielleicht auch milder als das Joch, welches auf vielen Kulis liegt. Ob es auch der Sklaverei vorzuziehen war, wie sie von den Regenhauptlingen Afrikas geübt wird, will ich nicht untersuchen. Darum handelt es sich hier auch nicht, was für den Neger das beste wäre, sondern darum, mit wie wenig Grausamkeit, Knechtschaft, Gewalt man auskommen könne, um die Neger arbeiten zu machen. Und in dieser Beziehung dürfte keine Kultivationsgeschichte so lehrreich sein wie die holländische auf Java. Die Eingebornen wurden nicht vertilgt wie in Amerika, nicht verdrängt wie in Kapland oder Neuseeland, aber auch nicht zum Eigentum von Sklavenhältern gemacht. Die Kompagnien aber und nachher der Staat behielten eine gewisse Macht über die Person in der Hand, durch welche der Einzelne zur Arbeit konnte gezwungen werden. Der Plantagenbau wurde seit 1830 staatlich betrieben durch die Hände der Eingebornen, die einen, freilich sehr geringen Anteil an dem Gewinne — nämlich ein Zehntel — hatten und unter unmittelbarer Autorität einheimischer Regenten und Herren standen. Aber sie lernten dabei doch die Arbeit und wurden einigermaßen gegen Mißhandlung ihrer Herren geschützt. Die Hauptkulturen, wie Kaffee, Indigo, Reis, Gewürze, waren Staatsmonopole, von denen die arbeitenden Malaien ihren Gewinnanteil bekamen. Das regierende obere Beamtentum wurde in Holland gehörig vorgekult und in Java möglichst mit äußerem Glanz ausgestattet. Das niedere Beamtentum war malaiisch. Den Malaien wurde ihre Kultur erhalten und wurden Schulen errichtet. Seit 1868 traten Milderungen in diesem System ein, welche, wie es scheint, nicht immer die Grenze der Klugheit eingehalten und dadurch die Gefahr von gewaltsamen Erhebungen gemehrt haben. Aber im ganzen ist auf Java die Kultur gehoben worden, ohne Sklaverei, ohne Ausrottung der Eingebornen und ohne Kulieinfuhr. Und wenn die Javaner ungefähr ebenso ausgenutzt wurden wie die Kulis von Britisch-Indien oder China, so ist an der modernen Kuliwirtschaft nicht die niedere Stellung des Kuli in Indien, China, Polynesen, sondern der Handel mit Kulis und die Ausfuhr und harte Verwendung in der Fremde das Gehässige.

An sich ist weder Sklaverei noch irgend eine Art der Herrschaft von Menschen über Menschen schlecht. Schlecht ist nur der Mißbrauch der Herrschaft, die von manchen unsrer Freiheitsdemokraten in Europa selbst gerade so arg geübt wird, wie sie von einem Sklavenbaron geübt werden kann, wenn auch auf andre Weise als mit Peitsche und Stock. Die Möglichkeit der einseitigen

und gewissenlosen Ausbeutung des Schwarzen durch den weißen Pflanzeur liegt nahe, und wir sehen diese Erscheinung ja wieder bei den edeln Vorbildern unsrer Freiheitshelden, den Engländern, in Blüte, die zu hoch sittlich sind, um irgendwo in der Welt Sklaverei ruhig anzusehen, aber gegen das systematische Ausfaugen ihrer Hindus durch reiche Privatleute wenig einzuwenden haben. Vielleicht finden wir einen Mittelweg zwischen indischem Nabobing und javanischem Staatsmonopol, das vorteilhaft und menschlich genug für unsre Ansprüche wäre. Ich vertraue auf die Kraft unsrer Regierung soweit, daß ich von ihr die Verhinderung von Grausamkeit und Mißbrauch der Gewalt ruhig erwarte. Übrigens arbeiten Holländer, Portugiesen und Franzosen auch in Westafrika noch heute mit gekauften Sklaven. Wir lasen neulich in den Berichten H. Zöllers an die „Völnische Zeitung,“ wie diese Sklaven des großen holländischen Hauses Banana, welches freilich neue Sklaven nicht mehr kauft, in sehr guten Verhältnissen leben. Sie bekommen ein Buch, darin ihr Wochenlohn eingetragen wird. Noch unverhüllt ist die Sklaverei in den portugiesischen Kolonien, „wo sogar — erzählt H. Zöller*) — die Regierung gleichzeitig mit einem streng gehandhabten Überwachungsrecht das Monopol des Sklavenhandels besitzt.“ Und H. Zöller fährt fort: „Alles in allem ist die Sklaverei durchaus nichts so Schensliches, als wie man sich in Europa gewöhnt hat, sie anzusehen. Sklaven werden gewöhnlich gut gekleidet, verpflegt und behandelt, während ihre daheim geliebten Genossen, wenn einmal der erwartete Regen ausbleibt, vor Hunger dahinsterven. Am Kongo besitzt das französische Haus Daumas, Beraud u. Co. die meisten Leibeigenen**); auch wird wohl von Portugiesen noch ab und zu etwas Sklavenhandel getrieben.“ Herr Stanley selbst hat Sklaven in großer Anzahl zur Anlage seiner Stationen zu 240 bis 300 Mark das Stück gekauft und nicht etwa freigelassen, sondern in der bisher üblichen Weise verwendet.***) Und hier handelt es sich bloß um zeitweilige Bauten oder Arbeit in Handelsfaktoreien, nicht um Plantagenbau.

Es würde wahrscheinlich weit schwerer fallen, den Neger durch ein vernünftig und human geordnetes Kultursystem holländischer Art zur Arbeit zu zwingen, als es den Holländern mit den fleißigeren, kultivirteren und reichen Malaien möglich war. Vielleicht wäre es sogar unmöglich. Allein das Beispiel auf Java wäre wohl der Beachtung und eines Versuchs der Nachahmung wert. Indessen darf ich es den Männern von eigener Erfahrung überlassen, die geeignete Form zu finden, in der die Kraft des Negers in den Dienst des Europäers und der Kultur zu zwingen wäre. Nur gegen diejenigen spreche ich, welche

*) Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun von Hugo Zöller (Stuttgart, Spemann, 1886) S. 134.

***) Es scheint also, als ob auch hier die thatsächlichen Verhältnisse stärker gewesen wären, als die Gesetzgebung, welche jedem Franzosen das Kaufen oder Halten von Sklaven verbietet.

****) Ebenda.

meinen, daß ohne solchen Zwang in den Tropen für uns ein andres als ein rein kaufmännisches Arbeitsfeld zu finden sei, oder daß solcher Zwang gar gegen die Menschenwürde oder das Christentum streite.

Wollen wir Plantagenbau betreiben, so müssen wir selbst arbeiten oder unsre Knechte arbeiten lassen; ein Drittes giebt es nicht. Wollen wir bloß Handel treiben, so brauchen wir die schwarzen Knechte nicht oder doch nur in solchem Maße, als sie auch ohne organisirten Zwang zu haben sind. Es ist indessen einleuchtend, daß eine reine Handelskolonie weder so vorteilhaft ist als die Plantagenkolonie, noch die Möglichkeit bietet, daß die Kolonie systematisch in unsre Bahnen der Zivilisation geleitet werde. Der Händler besitzt aber die Gewalt nicht, die nötig ist, um die Grundlagen der Kultur zu erzwingen. Er gewöhnt vielleicht die Eingebornen an Bedürfnisse, aber er organisiert nicht ihre Arbeitskraft; und oftmals ist es sein Vorteil, sie zu desorganisiren. Das geschieht z. B. mit dem Opiumhandel Englands, mit dem Opiummonopol, welches die Holländer in Java festhalten und sogar an Chinesen zur Ausbeutung überlassen. Das geschieht auch unter Umständen durch einen ohne Maß und Kontrolle betriebenen Handel mit Branntwein, Rum &c. Der Kaufmann hat kein materielles Interesse daran, die Neger vor dem Branntwein zu schützen, vielmehr ein großes, sie damit zu versorgen. Der Plantagenbau legt die Sorge nahe, die Arbeitskräfte nicht durch den Branntwein zerstören zu lassen, und es ist eine gerechtfertigte Forderung, daß wenigstens dort, wo Plantagenbau unternommen wird, die Einfuhr von Spirituosen unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt werde. In dieser Beziehung werde ich ja wohl auch bei unsern ärgsten Freiheitschwindlern schwerlich einem Widerspruche begegnen. Hier halten sie den Neger für ein Kind, dem man gefährliche Dinge gewaltsam vorenthalten müsse; aber diese Ritter der Konsequenz beginnen zu jammern, sobald man irgendwo den Stock hebt, um das Kind zur Arbeit zu nötigen.

Vergegenwärtigen wir uns doch nochmals die wirkliche Lage. Die Eingebornen z. B. in Kamerun sind Sklavenhalter, die selbst wenig arbeiten, sondern ihren Ackerbau und ihre Handarbeiten durch gekaufte oder geraubte Sklaven, durch deren Kinder und Nachkommen verrichten lassen. Nun wollen wir dort rationellen Plantagenbau treiben. Die freien Neger lassen sich dazu nicht dängen. Ihre Sklaven von ihnen kaufen, um sie als Unfreie zur Arbeit zu zwingen, das soll unsittlich sein — sagen unsre schwärmenden Männer und jetzt auch einige Weiber, wie ich höre. Kaufen wir sie aus und lassen sie frei, so werden sie sehr bald teils ebenso faul sein wie die Freien, und Taugenichtse werden, teils im Innern des Landes wieder zu Sklaven gemacht werden. Sollen wir die Sklaverei aufheben ohne Entschädigung? Dann hätten wir lieber nie nach Kamerun gehen sollen, denn wir würden damit uns zur Geißel des Landes machen. Die letzte Ordnung würde aufhören, und soweit die Emanzipation wirklich überhaupt könnte durchgesetzt werden, wäre an die Stelle behaglicher Zu-

stände das nackte Elend gesetzt. Vom Gesichtspunkte der Humanität also müssen wir die Sklaverei bestehen lassen, was für die Neger allerdings das Beste wäre. Allein wir sind nicht zum Wohle der Neger nach Kamerun gekommen, sondern zu unserm eignen Wohl. Wir müssen Arbeiter für Plantagen und andre Werke haben. Einfuhr von fremden farbigen Arbeitern wäre — wie ich schon sagte — eine grausame Maßregel. Wir könnten es ferner nach der Art von Fernando Po machen, um durch Strafen die Neger zu lehren, Bedürfnisse zu haben: kleidet sich der Bürger von Kamerun nicht in soundsoviel Ellen Kattun, so wird er gepeitscht, trägt er kein Taschmesser bei sich, soviel Hiebe, kein Taschentuch, soviel u. s. w. Aber auch diese Art der Erziehung könnte grausam erscheinen, wenn man erwägt, daß nach der Meinung von Afrikanern — ich darf, glaube ich, Herrn Dr. Buchner anführen — der Neger gar kein reales Bedürfnis nach europäischen Waaren eigentlich besitzt, sondern alles, was von Europa zu ihm kommt, Luxusachen für ihn sind. Aus diesem Grunde ist es auch ganz erklärlich, daß, soweit der Neger sich selbst überlassen bleibt, er vor allem nach denjenigen von diesen Luxusachen greift, die ihm am meisten Vergnügen gewähren, nämlich nach Branntwein, Tabak und Schießpulver. Jeder von uns kauft sich ja, wenn er für eine Luxusausgabe gerade Geld in der Tasche hat, nicht eben Strümpfe und Schwarzbrot. Den Negern die Bedürfnisse nach allem, was wir gern verkaufen wollen, auf solche Weise einzupauken, halte ich für nicht besser, als ihnen die Arbeit, statt auf diesem mittelbaren, auf dem direktesten Wege des Herrenstockes einzupauken. Wollte man aber für Bedürfnislosigkeit nicht Körper-, sondern Freiheits- oder Geldstrafen einführen, so wäre das nur noch schlimmer für den armen Neger.

Dennoch müssen wir ihnen Bedürfnisse beibringen, wenn auch langsam und ohne Zwang. Nur schafft uns dieses Bestreben vorläufig noch nicht die Arbeiter, die wir brauchen. Vielleicht aber könnten wir von anderwärts Neger oder Malaien herbeischaffen, welche bereits die leidige Bedürfnislosigkeit soweit abgelegt haben, um gegen gute Bezahlung zu arbeiten. Ohne eine Kolonisationsgesellschaft einzurichten, könnten wir diese Fremden etwa in Massen in Kamerun ansiedeln, ihnen Land zuweisen u. s. w. Einmal ist es sehr fraglich, ob wir dauernde Ansiedler hinbekämen, ferner ob sie dort dauernd und freiwillig sich zum Plantagenbau hergeben würden; und drittens läge darin wieder eine größere Grausamkeit gegen die örtlichen Eingebornen, als eine milde gehandhabte Unfreiheit in sich schloße, denn dazu müßten die Eingebornen ihres Besitzes enthoben, aus ihrem Lande verdrängt werden. Ob das gewaltsam oder gegen eine für sie wertlose Entschädigung in Geld oder andern Werten geschähe, ist gleichgiltig; grausam bliebe es doch.

Ich sehe nach alledem kein besseres Mittel, als vorläufig und soweit nötig ein Verhältnis von Unfreiheit herzustellen, welches den Neger der Gewalt des Weißen bei möglichstem Schutz gegen Mißbrauch unterwirft und ihn zur Arbeit

nötigt. Ob diese Gewalt nur durch den Kauf von Sklaven zu erlangen, ob sie durch das Zwischenglied der jetzigen schwarzen Sklavenherren auszuüben wäre, ob sie etwa von Staatswegen, wie auf Java, oder, wie neuerdings geraten worden ist, in der Weise der portugiesischen Sklavenwirtschaft ausgeübt werden könnte, das sind weitere Fragen, die erst durch die örtlichen Erfahrungen entschieden werden können. Meine Meinung ist aber nach alledem, daß wir, um in den Tropen Pflanzungskolonien zu schaffen, entweder eine solche Unfreiheit der Neger gestatten oder zu den von andern Völkern angewandten schlimmern Mittel der Arbeit durch Kulis werden greifen müssen.



Die Kaiserwahl vom Jahre 1519 und Karls V. Anfänge.*)



ie kaiserliche Würde war seit geraumer Zeit nicht viel mehr als ein glänzender Name. Die territorialen Gewalten, welche in den Kämpfen der Kaiser und Päpste erstarkt und in den Besitz einer reichsrechtlich verbürgten Stellung gelangt waren, hatten einen Grad von Selbständigkeit erreicht, welcher sich durch keine monarchischen Entwürfe und Anläufe mehr erschüttern ließ; alle Angelegenheiten von Bedeutung mußten von „Kaiser und Reich“ entschieden werden. Aber noch umgab den Kaisertitel ein romantischer Zauber; noch galt er dem Range nach als der ohne Vergleich höchste; im Volke genossen die Kaiser noch eine fast mystische Verehrung; man kennt das Wort Luthers, daß der Kurfürst von Sachsen zum Kaiser stehe wie der Bürgermeister von Torgau zum Kurfürsten; die harte Wirklichkeit der politischen Verhältnisse war noch nicht ins Bewußtsein der Massen eingedrungen. Wer möchte sich wundern, daß Fürsten, die über wirkliche Macht verfügten, nach dieser Würde strebten, welche vertreten zu können sie hoffen durften: der Stifter der Würde, Karl der Große, hatte auch zuerst die Macht gewonnen, dann den Titel, und wer dürfte leugnen, daß die Würde sich auch politisch verwerten ließ?**)

*) Bruchstück aus dem ersten Bande einer in Jahresfrist erscheinenden umfassenderen Darstellung der deutschen Geschichte in der Reformationszeit.

**) Robert Köhler, Die Kaiserwahl Karls V., Wien 1868, sagt S. 12 ganz zutreffend: „Die römische Kaiserwürde gewährte wie keine andre Krone dem starken Besitzer ein kostbares Archiv alter Ansprüche, sie eröffnete zugleich zu ihrer Durchsetzung eine Kammern vortrefflicher Waffen. Die Rechte, welche der mittelalterliche Kaisermantel in sich schloß, der alte Nimbus, der ihn umstrahlte, boten dem Ehrgeize eines Mächtigen unschätzbare Handhaben.“